

2. Herangehensweise und Sprachverwendung

Diese Arbeit folgt einer kulturpsychologischen Herangehensweise. Gemeint ist damit eine »allgemeine Perspektive, in der psychische Phänomene grundsätzlich als kulturell konstituiert, reguliert oder moduliert gelten.« (Straub 2021a: 42). Die Kulturpsychologie geht also von einer primären Kulturalität aber auch Sozialität des menschlichen Lebens aus (ebd.: 30) und unterscheidet sich damit von der »klassischen« wissenschaftlichen Psychologie und deren starker Zentrierung auf das Individuum, in der Kultur allenfalls als unabhängige Variable konzeptualisiert wird.

Die vorliegende Arbeit nutzt das Kulturverständnis von Jürgen Straub, da dieses besonders gut an die kulturpsychologische Herangehensweise anschlussfähig ist:

»Kultur« verweist stets auf eine variable Mehrzahl von Personen, die in ein Bedeutungsgewebe aus Wirklichkeitsdefinitionen, Welt- und Selbstauffassungen, Deutungs- und Orientierungsmustern sowie – vor allem und zuerst – in kollektive, symbolische, insbesondere sprachliche Praktiken eingebunden sind. Eine Kultur kann abstrakt als Zeichen-, Wissens- und Orientierungssystem aufgefasst werden, das die Praxis, mithin das Handeln (Denken, Fühlen, Wollen und Wünschen) aller daran teilhabenden Personen strukturiert und ordnet, ermöglicht und begrenzt. Kulturen sind symbolisch vermittelte Lebensformen, die den Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn jener Personen prägen, welche geschichtliche, also die kollektive Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassende, konjunktive Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte miteinander teilen, zumindest als ein gemeinsames Bezugssystem, auf das sie referieren, um verbindliche Welt- und Selbstdeutungen sowie damit verwobene Lebens- und Handlungsorientierungen auszuhandeln.« (Straub 2007: 15)

Obige handlungs- und bedeutungsorientierte Definition verdeutlicht nochmal die Ausgangsprämissen der Kulturpsychologie, indem sie darauf verweist, dass Kultur einen strukturierenden, ermöglichen, aber auch begrenzenden Rahmen für das menschliche Handeln, Denken, Fühlen, Wollen und Wünschen liefert. Wichtig ist daran auch, dass Kulturen gemeinschaftlich ausgehandelt werden und zwar in sogenannten konjunktiven Erfahrungsräumen mit gemeinsamen Erwartungshorizonten, d.h. Kultur ist nicht auf nationale oder ethnische Räume beschränkt, sondern kann über diese hinausgreifen und in jeglichen anderen konjunktiven Erfahrungsräumen (Straub spricht

hier auch von Kulturatopen; Straub 2007: 20) entstehen. Weiterhin wird Kultur als Bedeutungsgewebe bezeichnet. Gemeint ist damit, dass Menschen ihrer Wirklichkeit Bedeutungen verleihen, die einem steten Aushandlungsprozess unterliegen. In diesen Grundannahmen liegt auch das methodologische Selbstverständnis einer Kulturpsychologie als interpretative Handlungs- und Kulturpsychologie begründet, die hermeneutisch verfährt und versucht, mittels dichter Beschreibungen die Bedeutungen zu verstehen, die Menschen ihrer Umwelt verleihen (siehe Kap. IV.). Diese Herangehensweise ist allen interpretativen Verfahren gemein, und wird – zum Teil sehr vehement (siehe dazu z.B. Greshoff/Kneer/Schneider 2008) – von deduktiv-nomologischen Zugängen abgegrenzt, die mittels statistischer Verfahren versuchen, Erklärungen zu liefern. Jürgen Straub arbeitet jedoch unter dem Schlagwort des *Verstehenden Erklärens* (Straub 2022) heraus, dass das Verstehen eine spezifische Erklärleistung darstellt und eben keinen Gegenpol zum Erklären bilden muss (ebd.: 12). Wenn also in dieser Arbeit Erklärungen geliefert werden, dann in Form von verstehenden Erklärungen.

Zur sprachlichen Form dieser Arbeit

Sprache ist ein zentrales Instrument menschlichen Miteinanders: Menschen teilen sich sprachlich mit, sie drücken ihre Gedanken, aber auch ihre Gefühle über Sprache aus. Sprache kann schmeicheln, aber auch zutiefst verletzen, ausgrenzen und Wertschätzung vermitteln. Und wie so viele Themen wird auch Sprache instrumentalisiert und zum Quell politischer und ideologischer Grabenkämpfe. Das zeigt sich unter anderem, wenn die einen über den »Genderwahnsinn« klagen, während die anderen neue Wörter bilden wie »entbindende Person« (Frühauf 2023), um möglichst Diskriminierungen zu vermeiden. Bei der ohnehin kritischen Seite führt dies einmal mehr zu Stürmen der Entrüstung. Und wie so oft gerät im Zuge des Streits das eigentliche Anliegen aus dem Blick. Denn eigentlich geht es darum, anzuerkennen, dass Sprache soziale Realitäten schafft und auch das Potential hat (wenn auch nicht isoliert und in alleiniger Verantwortung), Ungleichheiten festzuschreiben und zu reproduzieren.

Die Wurzel der hier angedeuteten Probleme liegt aber nicht in der Sprache. Diese manifestieren sich lediglich sprachlich bzw. werden in ihr handlungs- und wirklichkeits-entwerfend reproduziert. Da jedoch kein direkter materieller Zusammenhang zwischen Sprache und materieller Wirklichkeit herstellbar ist, wird sprachliche Sensibilität allein nicht die Lösung sein, auch wenn sie imstande ist, ihren Beitrag zu leisten. Von diesem Grundgedanken ausgehend reflektiere ich nun zunächst den Gebrauch von Gender- bzw. Gruppenkategorien und leite davon ausgehend Überlegungen zur Sprachverwendung in vorliegender Arbeit ab.

Was gendersensible Sprache angeht, möchte ich zunächst folgendes Erlebnis teilen: Vor vielen Jahren war ich im Anschluss an ein Forschungskolloquium in Bochum mit einer Forschungspraktikantin auf dem Weg in ein nahegelegenes Restaurant. Wir unterhielten uns über ihre Master-Arbeitspläne und die Praktikantin sagte, sie wolle ihre Arbeit von einer Kollegin des Lehrstuhls für Sozialpsychologie und -theorie in Bochum betreuen lassen und wies dann auf die Schwierigkeit hin, an ihrer »Herkunftsuniversität« im psychologischen Institut einen offiziellen Betreuer zu finden. Sie sagte jedoch nicht,

einen Professor, sondern eine Professorin oder einen Professor. In dem Moment tauchte vor meinem inneren Auge eine Frau auf, während ich gleichzeitig realisierte, dass ich sonst tatsächlich nur an einen Mann gedacht hätte. Dieses Erlebnis für mich eindrückliche Erlebnis machte mir die Anliegen gendersensibler (gesprochener wie geschriebener) Sprache greifbar. In meinen ersten Publikationen ließ ich es gerne dabei bewenden, aus – wie es gerne heißt – »Gründen der besseren Lesbarkeit« die männliche Form zu verwenden. Aus meiner heutiger Sicht sind die Anliegen gendersensibler Sprache höher zu werten, zumal diese Art »Lesbarkeit« vor allem eine Frage von Gewohnheit ist. Ich verwende daher in vorliegender Arbeit – angelehnt an gängige Empfehlungen (vgl. z.B. Universität Bielefeld 2022) – wo dies möglich ist, genderneutrale Formulierungen und ansonsten den Genderstern.

Darüber hinaus gibt es aber noch weitere Attribute und Gruppenzugehörigkeiten, die zur Beschreibung von Personen und Gruppen herangezogen werden (können). Auch hierzu möchte ich zunächst ein Beispiel liefern: Wenn ich darauf hinweise, dass es sich bei der Autorin dieser Arbeit um eine Frau aus Bayern handelt, die mit einem erkennbaren bayerischen Einschlag spricht, dann vermittele ich ein genaueres Bild von mir, laufe aber auch Gefahr, dass mit dieser Beschreibung beim Gegenüber weitere Assoziationen aktiviert werden, wie beispielsweise »freundlich aber inkompetent« (vgl. Schoel/Eck/Roessel et al. 2012: 170), was sich dann (möglicherweise) darauf auswirkt, wie diese Arbeit gelesen und eingeschätzt wird (siehe dazu auch: Utler 2014a: 6f.). Da sich nicht genau abgrenzen lässt, wie sich (Vor-)Informationen auf die weiteren Urteile auswirken, gilt es m. E. gezielt abzuwägen, an welcher Stelle Beschreibungen und Kategorisierungen von Personen verwendet werden. Ich plädiere dafür, dies dann zu tun, wenn es für den Umstand, den es zu beschreiben gilt, von Bedeutung ist und sich daran entsprechende Reflexionen und fundierte Beschreibungen anschließen. Das bringt aber weitere Fragen mit sich: Wenn ich beispielsweise einen Unterschied ausmache zwischen Menschen, die nach Deutschland geflohen sind und denen, die in Deutschland geboren sind, lässt sich der Unterschied dann daran festmachen, dass die Menschen fliehen mussten, oder entsteht er, weil sie neu in Deutschland sind? Diese Frage wird sich auf Basis des Datenmaterials nicht immer vollends klären lassen, schon allein deshalb, weil meist verschiedene Faktoren zusammenwirken. Deshalb möchte ich an dieser Stelle lediglich auf dieses Dilemma verweisen und verwende im Text wechselnde kategoriale Bezeichnungen, wenn ich nicht gleich ganz darauf verzichte: Bei den Ergebnisdarstellungen greife ich auf die Bezeichnung zurück, die allen dort erwähnten Personen gemein ist: Sie haben an meiner Untersuchung teilgenommen und sind daher zunächst und zuallererst: Teilnehmende.

